

(Nachdruck verboten.)

5)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

„Aber ich habe ja auch meine Ausgrabungen vor Augen. Nun sehen Sie nur, Belladonna,“ — er holte einige Bücher und Karten aus dem Regal hervor — „alle Schriftsteller und Kartographen verlegen den Athentempel nach drüben auf die Akropolis neben den Zeustempel. Ich aber habe mir stets gesagt: wieso in aller Welt ist dann dieser Felsen zu dem Namen Athenefelsen gekommen? Ich fing an zu graben in der sicheren Ueberzeugung, das Fundament zum Athentempel zu finden — und ich fand es. Daß ein Tempel hier liegt, den niemand angegeben hat, kann jeder mit seinen eigenen Augen wahrnehmen, und daß es der Athentempel ist, haben mir schon vor dem heutigen Tage all die Terracotta-Statuetten, die wir gefunden haben, bewiesen. Ist das nicht ein schöner Sieg der lokalen wissenschaftlichen Forschung?“

„Ich finde Ihren Spürsinn und Ihre Konsequenz geradezu genial, Marchese!“

„Nein, aber wir, die wir täglich in den Ruinen umherstöchern, müssen uns ja auch leichter in die Dinge versetzen können als die Gelehrten, die droben in Deutschland sitzen. Abgesehen davon, daß es uns eine Herzenssache ist, die Schleier zu lüften.“

Es klingelte unten an der Türe der Gartenmauer.

„Das sind die Engländer,“ sagte Lidida.

„Nein, nein, so spät im Sommer kommen die nicht. Ihr „Hotel des temples“ ist ja schon über einen Monat geschlossen.“ Es war eine Gesellschaft Deutscher aus dem Hotel „Belvedere“.

„Wir gehen einstweilen nach San Diagio hinab,“ schlug Lidida vor, einem plötzlichen Impuls folgend.

Belladonna war ganz bestürzt. Sie konnten doch nicht allein spazieren gehen! Beide sahen den Marchese an, und Lidida fügte hinzu:

„Nedda geht mit.“

Der Marchese bedachte sich einen Augenblick.

„Ja, geht nur!“ sagte er.

Und während Nedda den jungen Leuten folgte, ging er hinab und empfing die Fremden, die gekommen waren, um die Aussicht zu genießen, wies sie umher wie ein ritterlicher Wirt und weichte sie mit einer Liebeshörigkeit in die Mysterien des Felsens ein, die den deutschen Touristen, die ihrerseits mit einem unerlöschlichen Begeisterungsfeuer gekommen waren, diesen Besuch zu einem Erlebnis machte.

Einige wenige Schritte nördlich von der Gartenmauer fällt der Felsen in einer Wand von vielen hundert Fuß fast lotrecht gegen das Sallanotal ab.

Die beiden jungen Leute folgten dem Berggrat gegen Osten hinab. Tief unten im Tal lag üppiggrünender Rasen, denn der Felsen sperrte die Mittagsglut ab und schützte vor dem sengenden Scirocco. Fleißige Bauern — von hier aus gesehen nicht größer als Hühner — arbeiteten in den Gärten. An der Felsmauer entlang flogen ganze Schwärme schreiender Dohlen und wilder Tauben, die in halber Höhe des Felsens ihre Nester gebaut hatten.

Die jungen Leute waren beide gleich verlegen. Nedda ging in passender Entfernung von ihnen und spann an ihrer Handspindel, während ihre lebhaften Feueraugen ihnen folgten. Sie tanzte sie reell nach Fleisch und Körper und fand es sehr lächerlich von diesem jungen blonden Blakgesicht, sich einem Mädchen wie Lidida, das wie ein lebendiger Funke war, nähern zu wollen.

Belladonna ging neben Lidida her, spreizte die Finger und ballte abwechselnd die Hände. Er fand in seinem Gehirn nichts als einen einzigen Gedanken: daß diese Stunde die glücklichste seines Lebens sei — und das wagte er nicht zu sagen.

Er ergriff es wie einen Rettungsgürtel, als Lidida das Schweigen brach, indem sie um den Namen einer Blume fragte. Kommt man so billig dazu, dachte er, so kann man ja eine sehr vorteilhafte Ausstellung seiner selbst arrangieren. Dan-

den großen Steinen, die den Pflug fernhielten, gab es hier mehr blühendes Unkraut als auf dem Rasen, und Lidida konnte nicht umhin, seine Kenntnisse zu bewundern, die viel weiter reichten als bis zur bloßen Benennung der Blumen auf Latein, Italienisch und Sizilianisch. Er wußte, wozu jede einzelne Pflanze zu gebrauchen sei, und kannte den Aberglauben, der sich an viele unter ihnen knüpfte. Von einigen wußte er ganze Geschichten zu erzählen; es gelang ihm wirklich, Lidida zu fesseln, während er indessen ein ganzes Bouquet für sie sammelte und nach der Blumensprache zusammenstellte in der heimlichen, doch leider vergeblichen Hoffnung, von ihr verstanden zu werden. Erst als er ihr eine ganze Hand voll buttergelber Blumen überreichte und sie dabei verloren ansah, fing er einen beleidigten Zug in Neddas Gesicht auf und erinnerte sich des Sprichwortes: „colore giallo — amore fallo!“ (Die gelbe Farbe bedeutet: werde meine Liebste!)

Aber wie sehr auch seine milchblauen Augen auf die Oleanderblüte auf Lididas Brust starrten — diese blieb, wo sie war. In Lididas dankbarem Lächeln war keine Aufmunterung, keine Andeutung eines Verständnisses.

Sie kehrten unten bei San Diagio um, der kleinen Kirche, die über einem alten Tempel der Demeter und Persephone erbaut ist.

Belladonna fühlte bei sich selbst, daß jetzt etwas Geistreiches gesagt werden müsse. Und zugleich fiel ihm eine Aeußerung seines italienischen Lehrers ein, eines Venetianers, der seine Verachtung für Sicilien nicht verhehlte.

Belladonna fand diese Aeußerung zwar keineswegs genial, sie hatte ihn sogar verdrossen. Aber er kannte seinen Kopf gut genug, um zu wissen, daß der Gedanke, der sich einmal in sein Hirn festgebissen, nicht eher anderen Platz machte, als bis er nicht ausgesprochen war, und sollte er ihm zwischen den Rippen heraus.

So kam es, daß er sagte:

„Sollte man nicht beim Anblick dieser Landschaft glauben, man sähe an einer Küste des dunkelsten Afrika?“

„Ach so! Sie sind in Afrika gewesen, Herr Belladonna?“

„Nein, das nicht . . .“

Das war ja ein wenig matt ausgefallen, und er fand auch die Sprache nicht eher wieder, als bis sie heimgekommen waren und den Marchese ihrer harrend an der Gartentüre fanden.

Es ging gegen Sonnenuntergang. Die Tempel da unten glühten in goldenem Licht. Schon keilten lange schwarze Schatten der Felsen sich tief zwischen die warmen Töne, die die rötliche Sonne über die weich dem Meere zugleitenden Berghänge warf.

Die Fremden waren fort. Man stellte Stühle vor den Babilon, um den Sonnenuntergang besser zu genießen, diesen Sonnenuntergang von Girgenti, der einen Ruf über die ganze Insel hat.

„Es tut mir leid,“ sagte der Marchese, „daß Ihr nicht hören konntet, wie entzückt die deutsche Gesellschaft von dem Panorama war. Die Deutschen haben ein Gefühl für das Malerische einer Landschaft, um das ich sie beneide. Wir sind wohl abgestumpfter.“

„Und Herr Belladonna sagte eben, man könnte glauben, wir sähen im dunkelsten Afrika.“

„Sie müssen mich recht verstehen,“ versetzte der unglückliche Belladonna. „Wenn man gegen Norden blickt, meine ich, gegen das Innere der Insel, ist es nicht ein wirres Chaos von nackten Felsen, das sich nur zur Zufluchtsstätte für böse Geister und Briganten zu eignen scheint?“

„Mein Gesichtspunkt ist altmodischer,“ sagte La Greca finnend.

„Auch ich kann vor der Natur Angst und Jubel empfinden. Aber mein Genuß, zumindest mein überwiegendes Genuß kommt ein wenig auf Umwegen, ist wohl eher romantischer Natur. Ich sehe die Natur als ein Symbol.“

„Als ein Symbol?“

„Wie das, Vater?“

„Diese verführerische Schönheit hart an dem drohenden vulkanischen Schrecken — ist sie nicht ein Symbol unseres Volkes, der Sicilianer, meine ich? In all den Ländern, die ich in der Jugend bereiste, fand ich nur drei Plätze, die mit Girgenti wetteifern können: Athen, Korfu und Karthago. So

unbewußt liegt da unten die Schönheit und schlummert — wie ein Traum, der in den plätschernden Bogen summt und mit dem Gold des Sonnenunterganges, das ihn überströmt, fast von Moment zu Moment an Formen und Tönen wechselt, so daß man ihn kennt und doch nicht kennt, sich fremd fühlt und doch so innig daheim ist. So war die ganze Insel einstmals in den großen Zeiten eine Kornflur, ein Blumengarten, ein Hain mit rinnenden Quellen, den Nymphen zur Freude und den schlanken Hirten, die die Rohrflöte bliesen. Bis die Barbaren die Wälder niederschlugen, daß der Felsen dalag mit nacktem Rücken; bis Herdehufe die Flur zerstampften und man die Arme band, die die blühenden Gärten bewässern sollten. Da kamen das Unheil und der Wüstenschreden und die fahlen Blüten wie eine Krähe, die sich in das Land einfräß.

Und so ist das Volk. Die beiden Naturen gegeneinander, ineinander,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

„Herr du meine Güte!“ rief Zigeunerchen verwundert. „Wie kann man nur solchen Burschen das Norden erlauben!“

Schon lange hat Zigeunerchen von der Seite auf Muzja hingesehen — jetzt wandte er ihr mit einer raschen Wendung voll und gerade sein Gesicht zu.

„Fräulein — he, Fräuleinchen! Was ist denn mit Ihnen? Die hat ja rote Waden und lacht! Nein, wirklich, seht doch: sie lacht!“ rief er und umfaßte mit seinen fest zupadenden, gleichsam eisernen Fingern Berners Knie. Sieh doch, sieh doch!

Muzja war rot geworden und blühte mit ein wenig verlegenem Lächeln gleichfalls voll und gerade in seine blinkenden, jäh und wild dreinschauenden Augen.

Alle schwiegen.

Hastig rollten die Räder dahin, und die kleinen Waggons jagten in schneller Fahrt auf dem schmalen Schienenweg dahin. An jeder Biegung oder Kreuzung ertönte der schrille, besorgte Pfiff der kleinen Lokomotive — der Lokomotivführer fürchtete, es könnte jemand überfahren werden. Ganz seltsam mußte es scheinen, daß auf das Aufhängen von Menschen so viel ganz gewöhnliche menschliche Sorgfalt, so viel Mühe und Pünktlichkeit verwandt wurde, daß das wahrhaftigste Ding in der Welt sich in so einfacher, verständiger Weise vollzog. Wagen sausten dahin, und Menschen saßen in ihnen, wie zu jeder anderen Zeit, und fuhren, wie sie immer zu fahren pflegen; und mit einem Male hielt, wie immer, der Zug — fünf Minuten Aufenthalt.

Und dann kam der Tod — die Ewigkeit — das große Geheimnis.

11. Wie sie ankamen.

Hastig eilten die kleinen Waggons dahin.

Mehrere Jahre hindurch hatte Sergej Golowin, als er mit den Seinigen in dieser Gegend in der Sommerfrische war, dieselbe Eisenbahn benutzt, war oft zur Tag- und zur Nachtzeit mit ihr gefahren und kannte sie genau. Und wenn er die Augen schloß, konnte er auch jetzt wohl meinen, daß er nach Hause fahre: er hatte sich in der Stadt bei Bekannten verspätet und kehrte mit dem letzten Zuge heim.

„Jetzt sind wir bald da,“ sagte er, die Augen öffnend und durch das vergitterte, dunkle, stumme Fenster hinausblinzelnd.

Niemand rührte sich, niemand antwortete ihm; nur Zigeunerchen spie einmal uns andere mit einem Bischen seinen süßen Speichel aus und ließ seine Augen, die Fenster, die Tür und die Soldaten abtastend, durch den Waggon flitzen.

„Es ist kalt,“ sagte Bassili Kaschirin mit steifen Lippen, die wirklich erfroren schienen und seine Worte gepreßt herauskommen ließen.

„Da, nimm das Tuch und leg's um den Hals,“ sagte Tanja Nowalkschul und machte sich besorgt um ihn zu schaffen. „Das Tuch ist sehr warm.“

„Um den Hals?“ fragte plötzlich Sergej und erschraf über seine eigene Frage. Da aber alle derselbe Gedanke beschäftigte, so achtete niemand auf ihn — als ob überhaupt niemand etwas gesagt hätte, oder alle zugleich dasselbe Wort ausgesprochen hätten.

„Lut nichts, Muzja, immer binde es um, es wird Dir warm werden,“ riet ihm Werner. Dann wandte er sich zu Jansson und fragte mild:

„Und Du, mein Lieber, frierst Du nicht? hm?“

„Vielleicht möchte er rauchen, Werner. Vielleicht wollen Sie rauchen, Genosse?“ fragte Muzja. „Wir haben Zigaretten.“

„Ich möchte.“

„Gib ihm eine Zigarette, Serjescha,“ sagte Werner erfreut. Aber Sergej hatte bereits die Zigarette hervorgeholt, und alle saßen voll Mühsung zu, wie Janssons Finger die Zigarette nahmen,

wie das Bündholz aufflammte und der blaue Rauch aus Janssons Munde strömte.

„Nu, ich danke,“ sagte Jansson. „Ist schön!“

„Wie seltsam!“ sagte Sergej.

„Was ist seltsam?“ versetzte Werner, sich nach ihm umwendend.

„Was ist seltsam?“

„Na, da: die Zigarette.“

Jansson hielt die Zigarette, eine ganz gewöhnliche Zigarette, zwischen seinen ganz gewöhnlichen Fingern und schaute bleich, mit Staunen, ja sogar mit einem gewissen Schrecken auf sie hin. Und alle richteten ihre Blicke auf das dünne Röllchen, an dessen Ende wie ein sich schlängelndes blaues Band der Rauch hervorströmte, den der Atem des Rauchers zur Seite blies, und beobachteten, wie die graue Asche an dem glimmenden Ende sich ansetzte.

Und dann ging die Zigarette aus.

„Sie ist ausgegangen,“ sagte Tanja.

„Ja, sie ist ausgegangen.“

„Hole sie der Teufel,“ versetzte Werner mürrisch und blühte unruhig auf Jansson, der die Hand mit der Zigarette wie tot herabhängen ließ.

Plötzlich wandte sich Zigeunerchen jäh nach Werner um, neigte sich ganz nahe zu ihm hin und flüsterte, die Augen verdrehend, so daß das Weiße schimmernd hervortrat:

„Wie wär's, Herr, wenn wir die Eskortsoldaten . . . hm . . . Sollte man's nicht versuchen?“

„Hat keinen Zweck,“ antwortete ihm Werner, gleichfalls im Flüsterston. „Leeren wir den Kellah bis auf die Reige.“

„Weshalb? Es ist doch vergnügter, wenn man so im Kampfe . . . hm? Ich ihn, und er mich . . . Ehe man's merkt, haben sie einen kalt gemacht. Als wäre man gar nicht gestorben.“

„Nein, es hat keinen Zweck,“ sagte Werner und wandte sich dann zu Jansson: „Warum rauchst Du nicht, mein Lieber?“

Janssons verwirrtes Gesicht verzog sich plötzlich ganz häßlich, als wenn jemand an einem Faden gezogen hätte, der alle Falten und Fältchen auf einmal in Bewegung setzte. Und wie im Traume begann Jansson zu greinen, tränenlos, mit trockener, verstellter klingender Stimme:

„Ich mag nicht rauchen. Ach—hal Ach—hal Ach—hal Ach—hal Mich darf man nicht aufhängen. Ach—hal Ach—hal Ach—hal“

Sogleich machten die anderen sich mit ihm zu schaffen. Tanja Nowalkschul, die reichliche Tränen vergoß, streichelte seinen Arm und schob die herabhängenden Klappen der Pelzmütze zurecht.

„Mein Lieber, Guter, so weine doch nicht — mein armer, unglücklicher Junge!“

Muzja blühte zur Seite. Zigeunerchen fing ihren Blick auf und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

„Ist doch 'n komischer Herr! Trinkt Tee — und friert im Leibe,“ sagte er mit kurzem, höhnischen Lachen. Aber sein eigenes Gesicht war dabei schwarzblau angeläufen wie Gufeisen, und seine großen gelben Zähne grinsten.

Wühllich erzitterten die kleinen Waggons, und der Zug fuhr merklich langsamer. Alle, außer Jansson und Kaschirin, erhoben sich rasch und setzten sich ebenso rasch wieder.

„Die Station,“ sagte Sergej.

Das Atmen wurde ihnen schwer — wie wenn mit einem Male alle Luft aus dem Waggon ausgepumpt wäre. Das Herz ward größer und wollte die Brust zersprengen, legte sich gleichsam vor die Luftröhre, pochte wie im Wahnsinn und schrie wie vor Entsetzen mit seiner blutig-vollen Stimme. Und die Augen starren nieder auf den bebenden Fußboden, und die Ohren horchten, wie die Räder immer langsamer rollten, und dann schleiften, und wieder rollten — und plötzlich stillstanden.

Der Zug hatte Halt gemacht.

Und nun folgte der Traum. Nicht, daß er gar so grauig gewesen wäre, aber etwas Gespenstisches, Ohnmächtiges, Fremdes lag darin: der Träumende selbst blieb dabei gleichsam beiseite, und nur sein Gespenst schritt körperlos dahin, sprach tonlos, ging geräuschlos, litt, ohne zu leiden. Im Traume verließen sie den Waggon, stellten sich paarweise auf, sogen die köstlich frische, frühlingswarme Waldluft ein. Im Traume widersehte sich Jansson stumpf und kraftlos, und schweigend zogen sie ihn aus dem Waggon heraus.

Sie schritten die Stufen hinab.

„Gehen wir zu Fuß?“ fragte jemand fast heiter.

„Es ist nicht weit von hier,“ antwortete ein zweiter Jemand, ebenso heiter.

Dann schritten sie, eine große, schweigende Schar, auf dem schlecht instand gehaltenen, aufgeweichten, nassen Wege durch den Wald dahin. Vom Walde her, von den Schneemassen, wehte ein frischer, kräftiger Luftzug; der Fuß glitt aus, blieb bisweilen im Schnee stecken, und die Hände griffen unwillkürlich nach dem zunächst schreitenden Genossen; und schwer und laut leuchtend marschierten in dem noch kompakten Schnee auf dem Mittelweg die eskortierenden Soldaten dahin.

„Nicht mal den Weg konnten sie sauber machen,“ ließ eine ärgerliche Stimme sich vernehmen. „Da kann man nun losstiefeln durch den tiefen Schnee!“

„Man hat ihn gesäubert, Euer Wohlgeboren,“ sagte irgend jemand schuldbehaftet, wie zur Rechtfertigung, „aber nun kam das Tauwetter, und da war nichts zu machen.“

Das Bewußtsein kehrte wieder, doch nur unvollständig, stoh-
weise, in seltsamen Zügen. So zuckte es plötzlich, wie zur Be-
stätigung des Gehörten, klar und scharf durch das Hirn:

„In der Tat — nicht mal den Weg konnten sie sauber machen!“
Dann erlosch wieder alles, und nur die Geruchsempfindungen
blieben: dieser unerträglich scharfe Duft des Waldes, der Früh-
lingsluft, des schmelzenden Schnees. Dann erschien wieder alles
ungewöhnlich hell: der Wald, und die Nacht, und der Weg, und die
Tatsache, daß man sie sogleich, in der nächsten Minute, aufhängen
wird. Im Flüsterton huchte das abgerissene Gespräch ins Ohr:

„Es ist gleich 4 Uhr.“
„Ich sagte es ja: wir fahren zu früh ab.“
„Um 5 Uhr beginnt es zu dämmern.“
„Na ja, um fünf — da hätten wir eben . . .“
Im Dunkel, auf einer kleinen Waldwiese, wurde Halt gemacht.
In einiger Entfernung, hinter den vereinzelt stehenden, in der
hellen Winternacht den Ausblick freigebenden Bäumen bewegten sich
lautlos zwei Laternen hin und her: dort standen die Galgen.

„Eine Galgische habe ich verloren,“ sagte Sergej Solowin.
„Was?“ fragte Werner, der nicht recht verstanden hatte.
„Eine Galgische habe ich verloren. Es ist kalt.“
„Wo ist denn Wassili?“
„Ich weiß es nicht . . . Dort steht er.“
„Düster und unbeweglich stand Wassili da.“
„Und wo ist Muzja?“
„Ich bin hier. Bist Du es, Werner?“

Sie schauten um sich, vermieden jedoch, nach jener Seite zu
blicken, wo lautlos, mit grausam-klarer Bestimmung, sich die kleinen
Laternen bewegten. Zur Linken wurde der Wald immer lichter
und lichter, etwas Großes, Weites, Flaches schimmerte hindurch,
und ein feuchter Wind wehte von dort her.
„Das Meer,“ jagte Sergej Solowin und sog gierig mit dem
Munde die Luft ein. „Dort ist das Meer.“

Wohltönend erklang Muzjas Stimme:
„Rein Lieben, weit und endlos wie das Meer . . .“
„Wie war das, Muzja?“
„Rein Lieben, weit und endlos wie das Meer, bermag des
Lebens Enge nicht zu fassen.“
„Rein Lieben, weit und endlos wie das Meer . . .“ wieder-
holte nachdenklich Sergej, im gleichen Tonfall wie Muzja.

„Rein Lieben, weit und endlos wie das Meer . . .“ wieder-
holte auch Werner und fügte plötzlich wie in heiterem Erstaunen
hinzu: „Die jung Du noch bist, Muffinal!“
Plötzlich ließen sich dicht an Werners Ohr Zigeunerchens leiden-
schaftlich flüsternde Stimme vernehmen:
„Sieh, Herr — he, sieh, Herr: der Wald da . . . wie? O, Gott,
was ist denn das? Und das dort, da drüben, wo die Laternen sind
— das ist wohl der Galgen, wie? Was ist denn das? O — oh!“
Werner blickte hin: Zigeunerchen wand sich in Todesqualen.
„Wir müssen Abschied nehmen,“ sagte Tanja Kowaltschuk.
„Warte noch, erst wird das Urteil verlesen,“ versetzte Werner.

„Aber wo ist denn Jansson?“
Jansson lag auf dem Schnee, wo man sich eben mit ihm zu
schaffen machte. Plötzlich durchzog ein scharfer Duft von Salmial-
geist die Luft.
„Was ist denn da los, Doktor? Sind Sie bald fertig?“ fragte
jemand ungeduldig.

„Es ist weiter nichts, eine kleine Ohnmacht. Reibt ihm die
Ohren mit Schnee. So — jetzt ist es gleich vorüber, Wir können
lesen.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neue Sterne.

Von Felix Erber.

Alles, was im Univerſum beſteht, muß der Vernichtung an-
heimfallen, denn im großen Entwicklungsgange der Natur ſpielen
Werden und Vergehen die Hauptrolle.

Sterben und Geborenwerden halten überall das Zünglein
der Weltensäge, nicht bloß im Mikrokosmos, der Welt im Kleinen,
ſondern auch im Makrokosmos, der Welt im Großen, und die kos-
miſchen Körper fallen ebenſo wie die Lebeweſen der Vernichtung
anheim am Abende ihres Lebens!

Daß dies geſchieht und daß auch in den Sternennelten Werden
und Vergehen geſetzmäßig walten, lehren uns die „neuen Sterne“.
Tausende von Sonnen blühen ſeit dem Beginn der Zeiten
in den unermeßlichen Tiefen des Alls auf und vergingen wieder
unter gewaltigen Todeszudungen; tauſende werden ihnen noch
folgen bis ans Ende der Zeiten.

Von fürchterlichen Katastrophen erzählen ſie uns, von Welten-
bränden und Untergängen im Univerſum, und man hielt dieſe
„neuen Sterne“ lange Zeit hindurch für Schöpfungen aus dem
Nichts, denn ſie kamen ja ſcheinbar aus dem Nichts, gingen in das-
ſelbe zurück und ſchienen jeder Harmonie des Himmels fremd zu
ſein!

Aber in den Sphären gibt es keinen Zufall, und heute weiß
man, daß dieſe „neuen Sterne“, dieſe anſcheinend ſo winzigen
Sternchen, Sonnen ſind, größer als die unſrige, welche ſich um

andere Weltenkörper ſo lange drehen werden, bis ein ewiges Geſetz
den Mechanismus des Weltalls aufhebt.

Man weiß heute ferner, daß dieſe „neuen und temporären
Sterne“ vielfach in die Klaſſe der „Veränderlichen“, das heißt
ſolcher Fixſterne gehören, welche nicht immer in gleichem Glanze
leuchten, ſondern deren Lichte regel- oder unregelmäßigen Schwän-
kungen unterworfen ſind.

Im Jahre 134 v. Chr. erſchien ein ſolcher „neuer Stern“ in
lebhaftem Glanze plötzlich im Bilde des „Skorpion“. Die Chineſen
ſahen ihn und aller Wahrſcheinlichkeit nach beobachtete dieſen
„Keſing“ der Chineſen auch der alte Hipparch, der, wie Plinius an-
gibt, durch ihn zur Aufſtellung eines Sternkataloges bewogen
wurde.

Weim Sternbilde des „Schlangenträgers“ ſtand im Jahre 123
n. Chr. wieder ein „neuer Stern“ und unter Kaiſer Hadrians
Regierung im Jahre 130 n. Chr. ein ſolcher an der gleichen Stelle.
Am 10. Dezember 173 n. Chr. zeigte ſich im „Centaurus“ ein
„neuer Stern“, der nach acht Monaten verſchwand und nahehin-
ander in fünf Farben ſtrahlte.

Im Jahre 389 n. Chr. flammte im Sternbilde des „Adlers“
eine Nova auf, die drei Wochen lang am Firmamente heller als
die Venus funkelte. 827 n. Chr. beobachteten die beiden berühmten
arabiſchen Aſtronomen Haſy und Giaſar ben Mohammed Albumazar
eine prachtvolle Nova in Babelon, deren Lichtfülle vier Monate hin-
durch der Helligkeit der Mondſichel gleichgekommen ſein ſoll.

Zwiſchen „Cepheus“ und „Caſſiopeja“, hart am Sonnengürtel
der Milchſtraße, ſah 945 n. Chr. der Hofaſtronom Kaiſer Ottos des
Großen eine Nova, 1012 n. Chr. erſchien eine ſolche im Tierzeichen
des „Widders“, die Hepidanus, ein Mönch des Kloſters Sankt-
Gallen, beobachtet und beſchrieben hat.

So tauchten im Laufe der Jahrhunderte noch viele „neue
Sterne“ auf, bis Hind in Diſhop am 28. April 1848 einen blut-
roten Stern fünfter Größe im „Schlangenträger“ entdeckte, der
1850 die zehnte, 1856 die elfte Größe annahm und ſeit 1867 in der
zwölften bis dreizehnten Größenklaſſe verblieben iſt.

Die bedeutendſten „neuen Sterne“ aber ſind dieſenigen aus
den Jahren 1572, 1604, 1666, 1885, 1892 und 1901 n. Chr.

Der berühmte Aſtronom Tycho Brahe weilte am 11. November
1572 bei ſeinem Onkel Steno Wille im Kloſter Herizwadt und hatte
bis zur hereinbrechenden Dunkelheit gearbeitet. Er trat dann
hinaus ins Freie und ſah, was er ſtets zu tun pflegte, hinauf zu
den Sternen. Da gewahrte er zu ſeinem größten Erſtaunen nahe
am Jenit in der „Caſſiopeja“ einen ſtrahlenden Stern von nie
geſehener Größe. Er war ohne Schweif und von keinem Nebel
umgeben, ſtrahlte heller als Sirius und heller als Jupiter und
Venus. Sogar am Tage in der Mittagsſtunde konnte man ihn bei
heiterer Luft am Himmel erkennen. Zur Nachtzeit ſchien er ſelbſt
durch eine mächtige Wolkendecke hindurch und Meſſungen, welche
Tycho ſorgfältig vornahm, ergaben, daß er völlig unbeweglich war.
Im Dezember 1572 aber ſing ſeine Lichtſtärke an abzunehmen, An-
fang 1573 noch mehr und im Februar 1574 war der „Pilgerſtern“,
ſo nannte ihn Tycho, auf die ſechste Größe herabgeſunken, bis er
im März 1574 gänzlich verſchwand.

Siebzehn Monate lang hatte er am Firmamente geſtanden
und Lindauer in Winterthur ſoll ihn ſchon am 7. November 1572
geſehen haben. Der Stern aber wurde nach Tycho benannt, weil
dieſer ihn mit großem Fleiße beobachtete und ein umfangreiches
Buch über ihn geſchrieben hat. Im Sternbilde der „Caſſiopeja“
ſieht man heute noch ein Sternchen erſter Größe, nahe jener Stelle,
wo die „Nova“ des Jahres 1572 aufleuchtete, und es iſt nicht un-
möglich, daß dieſelbe identisch iſt mit derjenigen der Jahre 945 und
1264 n. Chr. Wir hätten es dann ebenſo mit einem „Veränder-
lichen“ zu tun, der eine Periode von 315 Jahren beſitzt. Das Maxi-
mum ſeines Glanzes würde in die Zeit der Geburt Chriſti fallen
und der Tychoſche Stern von 1572 würde der „Stern der Magier“
ſein, was Tycho in ſeinem Streite mit Cardanus auch annahm.

Am 10. Oktober 1604 erſchien ein überaus prächtiges Geſtern
im „Schlangenträger“, das von Johann Brunowſki, einem Schüler
Keplers, als Stern erſter Größe entdeckt wurde. Dieſe Nova war
aber nicht ſo lichtell, wie die Tychoſche. Ihre Undulation war
inſes ſtärker als bei der letztgenannten, und ſie zeigte ein viel-
farbiges, wechſelndes Licht. Ihre Helligkeit nahm raſch ab und
im Jahre 1606 verſchwand ſie. Kepler verfaßte eine Schrift hier-
über und zu gleicher Zeit hatten auch die Chineſen einen Keſing
im „Skorpion“ geſehen, der von rötlich-gelber Farbe und wahr-
ſcheinlich der Keplersche „neue Stern“ war. In der „Krone“
leuchtete am 13. Mai 1866 plötzlich ein heller Stern zweiter Größe
auf, der in vier Tagen zur vierten und in ſiebzehn Tagen bis zur
neunten Größenklaſſe herabſank. Der Lehrer Hallowell in
Waſhington ſoll ihn zuerſt geſehen haben, offiziell aber angemeldet
wurde er von Schmidt in Athen, der ihn am 13. Mai wahrnahm.
Er wurde auch von Birmingham in Luam erkannt und von den
Dichtern ſogar ſpäter verherrlicht. Als dieſe Nova erſchien, war
jener kleine Lichterleger, das Spektroſkop, welches jeden Lichtſtrahl
in ein Farbenband, ſein Spektrum, zerlegt, ſchon erfunden. Das
ſelbe richteten Miller in Oxford und Secchi in Rom ſofort auf die
Nova und fanden ein Spektrum ähnlich demjenigen unſerer Sonne,
das von dunklen Frauenhoferſchen Linien durchzogen war. Das
Spektrum des „neuen Sternes“ deutete auf eine aus weißglühenden
Stoffen beſtehende Lichthülle (Photosphäre); die dunklen
Frauenhoferſchen Linien (die Abſorptionslinien) im Spektrum aber

zeigten an, daß sich auf der Lichthülle abtühlende Dämpfe niedergeschlagen hatten, und endlich sagten einige helle Linien des Spektrums, daß in jener Nova Wasserstoff in glühender Form und verschiedene Gase vorhanden waren.

Hier also hatte ein Weltenbrand unzweifelhaft stattgefunden. Typisch für diese Nova war die rasche Klimax und Antiklimax der Helligkeitskurve in wenigen Tagen, denn am 19. Mai 1866 war die Nova für das bloße Auge unsichtbar.

Auch der im Jahre 1876 am 24. November abermals von Schmidt in Athen im Sternbilde des „Schwan“ entdeckte neue Stern ist ein Beispiel eines schnell zu großem Glanze anwachsenden Gestirns. Es erschien als Stern dritter Größe, sank im Januar 1877 zur achten Größenklasse herab und 1878 zur elften. Zurzeit ist das Sternchen nur in sehr scharfen Teleskopen sichtbar und das Licht dieser Nova war zuletzt monochromatisch, indem ihr Spektrum nur aus einer hellen Linie im Grün bestand.

In Andromedanebel, der gar kein Nebelfleck, sondern ein Sternhaufen in unermeßlicher Ferne ist, bligte am 13. August 1885 eine Nova auf. Bei ihrem Erscheinen war sie sechster, später zehnter Größe und wurde 1886 unsichtbar. Diese Nova untersuchte Seeliger in München photometrisch und das Spektroskop sagte uns, daß das Spektrum ein kontinuierliches und der Weltenbrand wahrscheinlich durch den Anprall einer gewaltigen kosmischen Masse auf eine bereits erkalte Sonne entstanden sei.

Eigenartiger noch als alle bisher genannten „neuen Sterne“ führte sich die Nova im „Fuhrmann“ ein, welche Anderson, ein Liebhaberastronom in Edinburgh, am 23. Januar 1892 mit bloßem Auge auffand. Ende November 1891 war sie noch siebenter, am 20. Dezember 1891 schon vierter Größe, und als Anderson sie entdeckte, befand sie sich bereits wieder in der absteigenden Lichtkurve. Ende Februar 1892 wurde die Nova zehnter Größe, und nun zeigte sich etwas ganz Ungeübliches: sie verwandelte sich bis zum August desselben Jahres in einen planetarischen Nebel, der ein starkes Linienspektrum aufwies. Vor den Augen der Astronomen hatte hier abermals ein Weltenbrand stattgefunden!

Der interessanteste Weltenbrand ereignete sich aber im Jahre 1901 im Sternbilde des „Perseus“.

Nähe bei dem durch seinen Lichtwechsel bekannten Sterne Beta Persei (Algol) sah der bereits genannte Anderson in Edinburgh in der Nacht zum 22. Februar eine fast im Siriuslichte strahlende Nova erster Größe. Williger in München, Rohrbach in Gotha und Schwab in Ilmenau sahen diese Nova in jener Nacht auch, doch Anderson war ihnen in der Anmeldung bei der Zentralstelle für astronomische Telegramme in Kiel zuvorgekommen. Am 19. Februar hatte man in Cambridge zufällig jene Gegend des Himmels, in welcher das Sternbild des „Perseus“ sich befindet, photographiert und die Platte zeigte keinen neuen Stern dieser Größe. Er muß also an diesem Tage unter zwölfter Größe gewesen sein. Jedenfalls ist er ganz plötzlich in der Nacht zum 22. Februar aufgeleuchtet, denn Plachmann in Münster nahm um 8½ Uhr abends am 21. Februar noch Lichtschätzungen des Algol vor und ihm mußte ganz zweifellos die Nova aufgefallen sein, ebenso auch Hartwig in Wamberg, welcher den Planetoiden Ceros beobachtete und dabei das Sternbild des „Perseus“ absuchte.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Kann sich der Weiße in den Tropen akklimatisieren? Ein ausführlicher Aufsatz im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung macht es sich zur Aufgabe, zu zeigen, daß trotz der Akklimatisierung einzelner Individuen die Tropen der weißen Rasse als solcher verschlossen sind und bleiben werden. Den Ausgangspunkt der Betrachtung bildet die (wissenschaftlich nicht erweisbare. D. Red.) Hypothese, daß Krankheit und Sterblichkeit in der Richtung von den Polen nach dem Äquator zunehmen, und zwar sowohl für Eingeborene wie für Fremde. Was in den Tropen, also in dem Gebiet zwischen den Wendekreisen dem Weißen unenträglich ist, sind in erster Linie die für ihn abnormen Temperatur- und Feuchtigkeitverhältnisse. Nur größere Höhe bietet Schutz, wobei man je 80 Meter Erhebung einem Grad Entfernung vom Äquator als gleichwertig erachten kann. So kommt es, daß ein gewisser hochliegender Teil des Tropengebiets die klimatischen Verhältnisse der gemäßigten Zone aufweist. Nur in diesen Gebieten vermöchten Weiße dauernd festen Fuß zu fassen und auch dort nur Angehörige der lateinischen Rasse, vor allem die Spanier, die schon durch das Klima ihres Mutterlandes sowie durch ihre Konstitution in hervorragender Weise dazu befähigt sind, sich in den Tropen zu akklimatisieren. Sie sind im tropischen Amerika sesshaft, während die Engländer in Indien stets Ausländer bleiben. West-Indien ist den Afrikanern anheimgefallen. Die Hauptplätze sind von Negern bewohnt und nur die wichtigsten Handelszentren werden von Europäern durch stete Erneuerung des Menschenmaterials behauptet. Und doch drängt die kapitalistische Entwicklung der Weltlage nach einer Expansion in der Richtung der

Tropen. Der wirtschaftliche Kampf hat sich verschärft, und die Tropenländer sind das reichste Gebiet des Erdballs. (?) Gleichwohl kann man sie zwar unter Kontrolle bringen, nicht aber kolonisieren. Keine weiße Kolonie ist als solche in den Tropen existenzfähig. Sie ist stets auf die farbigen angewiesen, und ein Musterbeispiel dieser Erkenntnis ist das englische System in Indien, das die Eigentümlichkeiten der einzelnen Rassen, Stämme und Kasten sorgfältig schont, wohl wissend, daß ein geeintes Indien seine Herren bald abgeschüttelt hätte. Auch hier über die Weißen als nur die Kontrolle. Der vielverbreitete Glaube, daß wenige Monate Aufenthalts in den Tropen genügen, um eine „Akklimatisierung“ herbeizuführen, ist ein Irrtum. Ein solches Ding gibt es nach der Meinung des ärztlichen Fachblattes überhaupt nicht. Schwächere Naturen unterliegen bald, und kräftige vermögen vielleicht eine bis zwei Generationen zu liefern, aber nur selten überlebt ihre Kraft in einer dritten. Und unerbittlich heißt es weiter: „Die Tropen gehören den schwarzen und braunen Rassen, und ihnen müssen sie bleiben. Sie haben gewiß innere Rechte, darunter auch das, sich selbst überlassen zu bleiben, und sofern sie unter Gesetz gestellt werden, nicht mit nordländischen Anschauungen gefüttert zu werden. Der weiße Mann hat in den Tropen nichts zu suchen. Nimmt er sie persönlich in Besitz, bringt er sich den Untergang und den Eingeborenen Elend“. Wenn ein in der gemäßigten Zone gebürtiger Weißer nach den Tropen geht, so findet eine biologische Reaktion seines Körpers auf die neue Umgebung und eine Neuordnung des Gleichgewichts in seinen Lebensvorgängen statt. In den Tropen kann der Weiße als Individuum existieren, seine Rasse aber ist dort nicht lebensfähig. Eine eigentliche Akklimatisierung ist unmöglich. Keine höhere Rasse kann eine niedrigere, also der Zahl nach überlegene, bei Gleichheit vor dem Gesetz beherrschen. Nur durch teilweise Verklabung der numerisch überlegenen farbigen Eingeborenen also kann der Weiße die Tropen unter seine Herrschaft bringen und diese nur durch stete Ablösung seiner Kontingente behaupten. Keine Kolonie nordischen Ursprungs ist bisher je imstande gewesen, eine dauernde und unabhängige Existenz in den Tropen zu führen.

Meteorologisches.

Die vermeintliche Zunahme der Blitzgefahr. Nach der Denkschrift der bayerischen staatlichen Versicherungskammer wurde, wie im „Prometheus“ ausgeführt wird, im Jahre 1876/76 von 89 Blitzschlägen ein Gesamtschaden von 64 970 M. verursacht, im Jahre 1905/06 brachten 817 Blitzschläge einen Schaden von 504 176 M.: der Schaden ist also in 30 Jahren auf das Achtefache, die Häufigkeit der Blitzschläge auf das Neunfache angewachsen. Der in dreißig Jahren durch Blitzschlag (zündende und kalte Schläge) verursachte Schaden an Gebäuden in Höhe von insgesamt 9 168 744 M. verteilt sich so, daß auf die Städte nur 250 648 Mark entfallen, hingegen auf das Landgebiet 9 168 744 Mark. Kein anderes meteorologisches Element zeigt ein ähnliches einseitiges Anwachsen, während periodische Schwankungen in den klimatologischen Beobachtungsreihen mit größerer oder geringerer Sicherheit vielfach nachgewiesen werden konnten. Wilhelm v. Bezold hat schon vor 40 Jahren Untersuchungen über die zeitliche und räumliche Verteilung der Blitzgefahr begonnen, für das Anwachsen der Blitzgefahr vermochte er auch in seiner letzten Veröffentlichung 1906 keine Erklärung abzugeben, und Hann hielt deshalb das Material der Versicherungen zur Lösung der Frage für nicht geeignet. — Zunächst ergibt sich aus der Statistik der staatlichen Versicherungskammer das unverhältnismäßige Anwachsen des Schadens durch Blitzschläge auf dem Lande gegenüber dem in den Städten; doch ist dies eine natürliche Folge der Unterschiede in der Bauart und der in Städten gegebenen Möglichkeit, den durch Blitzschlag entstandenen Brand rasch zu löschen. Allerdings ist die Zahl der versicherten Gebäude erheblich gestiegen. Die Zunahme der versicherten Gebäude ist aber nicht so groß wie die Steigerung, welche die Zahl der Blitzschläge, in den Städten und Landbezirken zusammengenommen, erfahren hat. Wird nun noch zwischen den kalten und zündenden Blitzschlägen unterschieden, so weisen die zündenden Blitze eine Zunahme auf im Verhältnis von 1 : 3, während die Zahl der kalten Schläge im Verhältnis von 1 : 10 steigt. In den ersten Jahren der dreißigjährigen Periode waren die Zahlen für zündende und kalte Schläge noch nahezu gleich, und erst mit dem Beginne der achtziger Jahre nehmen die kalten Schläge so sehr viel rascher zu, und dieses Ueberwiegen hält bis in die neueste Zeit an. Die kalten Schläge sind aber diejenigen mit geringerem Schaden. Hieraus folgert Direktor Dr. Erk, daß in der vermeintlichen Zunahme der Blitzgefahr keine geophysikalische, sondern eine soziologische Tatsache vorliege. Vor einigen Jahrzehnten war die große Allgemeinheit noch gar nicht gewöhnt, von dem Ersparnisse auch bei geringen Schäden Gebrauch zu machen, wie das heute üblich geworden ist; es ist das eine bei allen Versicherungszweigen beobachtete soziale Erscheinung. Durch die größere Bewohnung in die Berechtigung der Erbschaft auch in kleinen Fällen sind sowohl die Zahlen für die Brandhäufigkeit wie für die Schadenssumme gestiegen, erstere aber rascher als die zweite, so daß der mittlere Schaden geringer wurde.